

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 23 (1929)
Heft: 9

Artikel: Aussprache. I., Zur deutschen Lage ; II., Zur Verhandlung über
Remarque
Autor: Lempp, Eberhard / Ragaz, L. / Bruckmann, Hedy
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-135881>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 26.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gemeinschaftsfrage, zu leuchten vermöchte, darum weil sie ein wahrhaft gründliches Verständnis des göttlichen Wortes gewonnen hat. Wir haben diese Kirche nicht, weil wir diese Theologie nicht haben, und haben diese Theologie nicht, weil wir diese Kirche nicht haben.

Was heute Kirche heisst, ist — nicht Nicht-Kirche, nicht Un-Kirche; woher sonst als von der Kirche wüssten wir von Jesus Christus und der wahren Kirche? Wohl aber ist es kranke und erstarrte Kirche. An ihrer Krankheit nimmt auch die Theologie teil. Keine „Luther- und Calvinrenaissance“ vermögen diese Krankheit zu beheben. Die Gesundung aber kann nur darin liegen, dass die Kirche sich wieder dessen bewusst wird, was wahre Kirche wäre und worauf sie beruht und dass die Theologie sich wieder bewusst wird, was rechte Theologie wäre und was ihre Aufgabe und Möglichkeit ist. Die Besinnung der Kirche auf ihren Grund und die Besinnung der Theologie auf ihre Aufgabe, das ist der einzige Weg vorwärts. Nicht aber ein „weg von der Kirche!“ und „weg von der Theologie!“ Diese Parole kann nur den Prozess der Auflösung beschleunigen, dem entgegentreten unsere Aufgabe ist.

Emil Brunner.

Aussprache

I.

Zur deutschen Lage.

1.

Verehrter, lieber Herr Professor!

Erlauben Sie, dass ich Ihnen wieder einmal schreibe. Ich lese Ihre „Neuen Wege“ mit grossem Interesse und innerem Gewinn und freue mich, dadurch sozusagen mit Ihnen in innerer Fühlung zu bleiben. Aber das, was Sie in der „Rundschau“ Ihres neuestens Heftes über die Lage in Deutschland schreiben, erregte doch so meinen Widerspruch, dass ich es, glaube ich, schreiben muss. Sie meinen, in Deutschland wehe gegenwärtig ein sehr reaktionärer Wind und es sei eine Wendung in der Richtung auf das alte Deutschland mit dem Ziele der Wiederherstellung des alten Heeres, der alten Grenzen und Machtträume zu beobachten. Soweit ich die Sache beobachten kann, stimmt das in keiner Weise. Es sind immer dieselben deutschnationalen und völkischen Kreise, die solche Träume von jeher gehabt haben und heute noch haben (selbst da nicht ohne Einschränkung). Aber diese Kreise sind in keiner Weise die Mehrheit oder auch nur im Wachsen. Sie schreien jetzt etwas mehr, weil sie in der Opposition sind, wo man sich das ruhig gestatten kann, aber eine nochmalige Wahl würde sie ebenso vernichtend schlagen wie das letzte Mal. Das Gros des Volkes will nichts mehr von der alten Machtpolitik und irgend welcher Aufrüstung. Auch meine Bauern, die aus wirtschaftlichen Gründen fast alle rechts wählen, wollen doch vom Krieg nichts und meine sehr deutlichen Predigten, in denen ich den Krieg scharf verurteile, haben noch nie Anstoss erregt. Ich darf dabei doch auch an den Riesenerfolg des Buches

„Im Westen nichts Neues“ erinnern (jetzt 800,000). Bei uns im Süden ist auch die Bewegung der Vaterländischen Verbände, die in der Zeit des Ruhrkampfes gewaltig um sich gegriffen hat, völlig zusammengebrochen. Ich habe selbst einen Schwager, der Polizeihauptmann ist und sich dabei führend beteiligte, der seine Arbeit nun aber völlig aufgegeben hat. Alle die Wehrübungen, Regimentsfeiern u. s. f. sind völlig eingestellt, trotzdem wir in Württemberg eine Rechtsregierung haben. Natürlich kann eine weitere Verelendung des Volkes infolge zu drückender Tribute oder sonstige Erfahrungen intransigenter Haltung unserer ehemaligen Feinde, Bedrückungen aller Art, die „nationale Bewegung“ wieder neu aufflammen lassen, aber gerade deshalb bedauere ich es, wenn z. B. Förster die Franzosen zu einer solchen Haltung geradezu aufmuntert. Er verhindert dadurch geradezu die Befriedung der beiden Völker. Jede neue Schwierigkeit, die man z. B. der Rheinlandräumung macht, stärkt die militaristische Stimmung in Deutschland, wie umgekehrt jedes wirklich grosszügige Entgegenkommen, wo man nicht immer wieder markten und feilschen würde, die pazifistische Stimmung stärken würde. Die Behandlung des hilfesuchenden Zeppelin durch die Franzosen hat in dieser Hinsicht sehr gut gewirkt. Darum hoffe ich auch sehr, dass von der Arbeiterregierung in England ein grosszügiges Entgegenkommen und damit ein weiterer Schritt zur Befriedung der Gegensätze gemacht wird, und ich würde es bedauern, wenn da Misstrauen gesät würde, das nicht angebracht ist. Ich muss es durchaus bestreiten, dass Pläne der Aufrüstung „die Führer des heutigen Deutschlands bewegen“. Höchstens Kriegsminister Gröner könnten vielleicht solche Gedanken bewegen. Aber auch Stresemann will das nicht. Und vollends die Sozialdemokratie denkt nicht daran, trotz des Magdeburger Parteitags. Sie hat die Wehrmacht nie anders gedacht denn als eine Art Grenzschutz und den Krieg als Mittel zur Austragung der Gegensätze auch da deutlich verurteilt. Lesen Sie doch die Betrachtungen der sozialistischen Presse jetzt in diesen Augusttagen zum Kriegsbeginn. Sie sind doch ganz darauf eingestellt: nie wieder Krieg.

Eines muss ich allerdings zugeben: Die Misstimmung gegen das gegenwärtige parlamentarische System ist sehr gross und das nützen jetzt die Rechtskreise aus. Daher ihre Pläne einer Diktatur und eines Volksbegehrens. Aber es ist auch etwas Jammervolles um unsere Parlamente. Der Egoismus der Parteien, die Kleinlichkeit und Hässlichkeit der Kämpfe ist sehr betäubend. Ich sehe vorläufig keinen Weg aus dieser Not. Trotzdem glaube ich, dass die Diktaturpläne scheitern werden, wenn der Reichstag sich nicht selbst das Grab gräbt. Daher auch die Notwendigkeit der Koalitionspolitik der Sozialdemokratie, die ich für unumgänglich halte. Sonst wäre allerdings kaum mehr ein anderer Ausweg als die Diktatur, da sonst eine lebensfähige Regierung nicht zustande kommt und auch eine Neuwahl schwerlich etwas daran ändern würde.

So sehe ich die Sache an. Ich kann wirklich nichts von einer Restauration des alten Deutschland entdecken, sondern nur das, dass die jetzt wieder in die Opposition gedrängten Rechtskreise diese Stellung ausnützen, ohne dass sie an wirklicher Macht gewonnen hätten. Ich habe schon lange den Eindruck, dass man im Ausland diese Stimmen trotz des letzten Wahlausfalles stark überschätzt.

Vielleicht erhalten Sie auch von anderer Seite Zuschriften, die meine Auffassung bestätigen oder berichtigen. Ich schreibe das nicht, um Deutschland rein zu waschen, wozu gewiss kein Anlass vorhanden ist, sondern um der Saat des Misstrauens entgegenzuarbeiten, die meiner Ansicht nach eines der stärksten Hindernisse der Befriedung Europas ist.

Mit herzlichem Gruss

Ihr

Eberhard Lempp.

Lieber Herr Pfarrer!

Ich danke Ihnen aufrichtig dafür, dass Sie mir geschrieben haben. Immer bin ich dankbar, wenn ich Gelegenheit bekomme, irgend eine Aeusserung die ich in den „Neuen Wegen“ oder anderwärts getan, erläutern, wenn nötig auch berichtigen zu dürfen. Reden und schreiben heisst ja, Missverständnisse erzeugen, und gerade die Ausführungen der „Monatsschau“ haben oft etwas Eiliges an sich und dazu etwas Fragmentarisches. Das gilt besonders — ich gestehe es durchaus zu — von dem im letzten Heft an jener Stelle über die innere deutsche Lage Gesagten, wie es übrigens auch von dem über das Reparationsproblem Gesagten gilt. Ich setze eben voraus, dass der Leser meine früheren Aeusserungen über solche ständigen Themen noch im Gedächtnis habe, wie ich selbst, und die neuen bloss als Ergänzung verstehe — was sicher zu viel verlangt ist.

Meine erste Aufgabe ist, zu zeigen, wie ich es gemeint habe. Und da muss ich nun bekennen, dass ich mich besonders an einer Stelle nicht glücklich ausgedrückt. Ich erkläre (S. 362): „Dass solche Pläne [d. h. die Wiederaufrichtung des „alten Deutschland“, um es kurz zu sagen] die Führer des heutigen Deutschland bewegen, bis in die Reihen der Sozialdemokratie hinein, ist wohl nicht zu bezweifeln.“ Selbstverständlich meinte ich nicht alle Führer, sonst hätte ich ja nicht hinzugefügt: „bis in die Reihen der Sozialdemokratie hinein,“ aber ich hätte mich schon genauer ausdrücken und dazu auch zwischen den verschiedenen Arten von Plänen unterscheiden sollen. Denn ein Hermann Müller hat bei aller nationalen, ja nationalistischen Befangenheit, die ich ihm zutraue, natürlich doch andere Pläne als ein Hugenberg. Meine Meinung ist: die grosse Mehrzahl der politischen (N.B.!) Führer des heutigen bürgerlichen Deutschland und nicht wenige sozialdemokratische stellen sich zu der Tatsache der englischen Arbeiterregierung und überhaupt zum europäischen Problem nicht so ein, wie es auch im deutschen Interesse dringend zu wünschen wäre.

Es war sodann nicht meine Meinung, dass die Pläne der Reaktion (die ich vorwiegend im Auge hatte) gelingen müssten. Was ich behauptete, war bloss, dass sie „reifen“ (S. 362). Das ist selbstverständlich nicht das Gleiche. Wie gross ihre Aussichten auf Gelingen seien, kann ich nicht mit einiger Sicherheit beurteilen. Gewiss würden sie starken Widerstand finden. Man darf allerdings die Frage aufwerfen, ob das Chaos, das dann leicht entstehen könnte, oder auch die angekündigte Diktatur der Linken nicht eine Atmosphäre schüfen, die zuletzt doch der Reaktion zugute käme.

Darauf brauche ich aber nicht einzugehen. Was mich vor allem interessiert und worüber zu sprechen ich als Schweizer eher ein Recht habe, das ist Deutschlands Stellung zu den internationalen Problemen und vor allem zur Sache des Friedens.

In dieser Beziehung sei nun wieder einmal festgestellt, dass niemand den Friedenswunsch der grossen Mehrheit des deutschen Volkes bezweifelt. Und wie sehr wünschte ich mit vielen, dass Sie mit Ihrem ganzen Urteil über die deutsche Lage recht hätten! Welche Aussichten auf eine grosse Wendung zum Guten für die Welt und für Deutschland eröffneten sich dann! Und Sie können ja recht haben, ich bin durchaus geneigt, es zu glauben. Aber wir sind gebrannte Kinder, wir haben schlimme Erfahrungen gemacht und fühlen uns verpflichtet, auf der Hut zu sein. Wir wollen glauben, wollen Vertrauen walten lassen gegen das deutsche Volk und andere, aber es muss ein sehendes Glauben, ein Vertrauen mit offenen Augen, also ein wirkliches Glauben und Vertrauen sein, nicht ein blosser gutherziger Optimismus, wie ihn pazifistische Kreise oft für Pflicht halten. Wir erwarten auch vom bestgemeinten Selbstbetrug nichts Gutes. Glauben im Vollsinn gibt es ja nur, wo

auch Zweifel möglich ist, Glaube ist „eine Zuversicht dessen, was man hoffet, ein Nichtzweifeln an dem, was man nicht sieht“. Und wenn wir die Augen offen behalten, Realisten sein wollen, so bedeutet das ja nicht, dass wir Militaristen werden. Wir bleiben „Pazifisten“. Wir sind selbstverständlich für die Räumung der Rheinlande, selbstverständlich für jegliche „Liquidation des Krieges“, selbstverständlich für die allgemeine Abrüstung, aber wir sind es nicht aus einem freiwillig blinden Nichtsehenwollen dessen was ist, sondern mit offenen Augen — d e n n o c h ! Das allein scheint uns ein wirklicher Weg, nicht ein bloss aus Wolken gebildeter.

Und da sind es nun zwei Punkte, an denen wir realistisch Halt machen und den Weg suchen müssen.

Zum Ersten: Wir wissen, wie gesagt, sehr wohl, dass die grosse Mehrheit des deutschen Volkes heute keinen Krieg will. Aber da entsteht die grosse Frage: Ist darauf Verlass, Verlass für alle Fälle? Ist diese Stimmung bloss eine Folge der Ermüdung oder ist sie wirklich in der Gesinnung begründet, in einem Friedensglauben, der negativ gewendet eine Absage an den Gewaltglauben ist, in einem Glauben an die Mächte des Guten, an das heilige Recht, das Recht vor allem auch des Andern, begründet in einem Denken, das über die nationalen Ziele hinaus sich auch den menschheitlichen zuwendet, sich diesen verpflichtet fühlt, in gewisser Beziehung sogar mehr als den nationalen? Vor allem aber: Wird diese Friedensstimmung standhalten? Wird „im Ernstfall“ nicht eine entschlossene und skrupellose Minderheit mit geschickt gewählten Losungen und mit raffinierter Anwendung des bekannten Betäubungs- und Hypnotisierungsapparates, der auch vor krassen Lügen nicht zurückschreckt, die Masse wie die Intellektuellen (und diese am leichtesten!) zu allem bringen können, was diese Minderheit will? Auf diese Frage antworten fast alle Deutschen, denen ich sie seit Jahren vorlege, unbestimmt oder auch bestimmt verneinend in bezug auf den ersten, ebenso bestimmt bejahend in bezug auf den zweiten Teil, und nur wenige umgekehrt. Auch das Standhalten der Sozialdemokratie sei unsicher. Und in der Tat, wie soll man nach allem bis in die neueste Zeit Erlebten der internationalen Haltung der deutschen Mehrheitssozialdemokratie vertrauen dürfen? Wie sollten wir ihr vertrauen dürfen, wenn wir, wie neuerdings, sehen, dass Männer wie Wilhelm Sollmann und Karl Bröger sich am Kampfe gegen die „Schuldlüge“ im Sinne einer Reinwaschung des hohenzollerischen Deutschland beteiligen? Wenn aber gar die Deutschen selbst so reden, was sollen wir denn sagen? Wir hörten, noch einmal versichere ich es, noch so gern das Gegenteil. Wie viel leichter würde dann unser eigener Kampf!

Das ist auch Försters Stellung, nur dass sie viel entschiedener und leidenschaftlicher ist als die unsrige, und dies wohl einfach darum, weil Förster selbst Deutscher ist. Auch er ist durchaus von jener Friedensstimmung des überwiegenden Teils des deutschen Volkes überzeugt, aber noch mehr als wir ist er von Misstrauen gegen den Macht- und Herrschaftsdämon, den Schwert- und Gewaltglauben jener Minderheit erfüllt und bis zum Aeussersten entschlossen, ihr das Spiel zu verderben, ihr nicht zu erlauben, dass sie noch einmal Deutschland und die Welt in Blut und Grauen stosse. Das ist Försters Meinung und Wille, nichts anderes. Wer will feststellen, ob er recht hat oder nicht?

Wir andern sind jedenfalls in übler Lage. Auf der einen Seite möchten wir so gern an ein neues Deutschland glauben und ihm alles warmherzige Vertrauen schenken, auf der andern Seite möchten wir, auch im Interesse Deutschlands, uns vor Täuschung hüten, möchten im Element der Wahrheit bleiben, um stets den rechten Weg zu sehen und nicht, im Nebel der Illusionen verirrt, in den Abgrund stürzen.

Wer erlöst uns von diesem schmerzlichen Zwiespalt? Wer schafft uns Klarheit und Sicherheit?

Ich komme damit zum zweiten Punkt. Wir wissen also, wie viel edler Friedenswille und auch wie viel starkes und tiefes Friedens-Denken im heutigen Deutschland lebt. Zu der Friedensstimmung der Masse gesellt sich der Friedenskampf einer Elite von Männern und Frauen, zu denen die ganze Welt in Bewunderung und Sympathie aufblickt, — und zu denen trotz allem auch Förster gehört! Aber was wir vermissen, ist eines: eine Friedensstimme, die man wirklich als die des deutschen Volkes betrachten dürfte, eine Friedenshand, deutlich und sichtlich im Namen des deutschen Volkes der Welt entgegengestreckt. Um sofort konkret zu werden: was ein Herriot, ein MacDonald, ein Briand getan haben, das hat noch kein Deutscher getan. So hat Stresemann noch nie geredet. Auch trauen wir ihm nicht so ganz fest. Wenn das aber einmal käme, das wäre ein grosser Tag!

Dass das aber noch nicht gekommen ist, hat doch wohl ganz tiefe Ursachen. Ich nenne zunächst eine Tatsache, die ich schon vorhin angedeutet habe: immer wieder fällt es uns auf, wie schwer es dem Deutschen wird, in politischen Dingen (von ästhetischen und philosophischen rede ich nicht) über sein Volk hinaus zu denken, menschheitliche Ziele als verbindlich und den nationalen übergeordnet zu betrachten. Immer und immer wieder wird das Umgekehrte getan: das Menschheitliche in den Dienst des Nationalen gestellt; es wird nicht gefragt, was die Welt nötig habe, es wird bloss gefragt, was für Deutschland taue, was alles für Deutschland bedeute. Missverstehen Sie mich bitte nicht: ich weiss selbstverständlich, dass der nationale Egoismus überall gross ist, aber es scheint mir, das deutsche Wesen sei in der Stellung zu diesem Problem durch ein geistiges Erbe gefesselt. Damit hängt ein Zweites zusammen. Es fällt uns auch auf, wie wenig ein Bekenntnis zu den Mächten des Guten besonders bei den deutschen Intellektuellen Echo findet, verstanden wird, wie sehr umgekehrt ein gewisser Pessimismus sie anspricht, ein gewisser Glaube an den Erdgeist ihnen kongenial scheint. Kurz, der Kriegsglaube hat im deutschen Geiste besonders tiefe Wurzeln geschlagen. Ich könnte hier weit ausholen, könnte versuchen, in die Tiefe zu gehen, in der deutschen Anlage und Geistesgeschichte diesen Wurzeln nachzugehen, käme dann auf Luther, Hegel, vielleicht auch auf Eckhardt, aber ich kann und will das in diesem Brief nicht tun. Ich habe es anderwärts zu tun versucht und will es wieder zu tun versuchen. Lassen Sie mich heute nur sagen: Es muss sich im deutschen Wesen eine sehr in die Tiefe gehende Wendung vollziehen, damit diese Wurzel des Kriegsglaubens und der nationalen Isolierung abgegraben und eine neue Wurzel gepflanzt werden kann, aus welcher Friedensglauben und Menschheitsdenken erwachsen. Vielleicht könnte ich auch sagen: es muss die andere Wurzel, die auch im deutschen Wesen vorhanden ist, es muss Kant und auf seine Weise Goethe stärker werden — um den höchsten, aber allen Völkern gemeinsamen Namen nicht zu nennen. Wenn diese Umkehr erfolgt — und ich glaube, dass sie im Werden ist — dann mag, wie Förster hofft und glaubt, das deutsche Volk das zentrale Friedensvolk, das Volk der „Mitte“ werden. Dann wird aus ihm jene repräsentative Friedensstimme kommen, dann aus ihm jene das ganze Volk vertretende Friedenshand der Welt entgegengestreckt werden. Und dann werden neue Dinge vorhanden sein!

So viel für heute. Zu einer weiteren Erörterung bin ich gerne bereit. Und nun vergessen Sie nicht: wir reden jetzt nur von Deutschland. Was andern Völkern für ihre Friedenspflicht fehlt, steht auf einem andern Blatt und mag ein andermal dran kommen. Jetzt, in der gegenwärtigen Lage, ist die von mir angedeutete, klare und sichere Wendung im deutschen Verhalten entscheidend, für Deutschland nicht weniger als für die Welt.

Innig darauf hoffend und deutlich sehend, was im heutigen Deutschland schon zu dieser Hoffnung das Recht gibt, grüsst Sie

Ihr
L. Ragaz.

II. Zur Verhandlung über Remarque.

1.

Aalen, 11. Juni 1929.

Sehr verehrter Herr Doktor!

Als Leserinnen der „Neuen Wege“ erlauben wir uns, Ihnen im Anschluss an das Aprilheft beiliegenden Ausschnitt aus der Sonntagszeitung von E. Schairer (Nr. 21 vom 26. Mai 1929) zuzusenden. [Er enthält eine Reihe von Urteilen über Remarque. D. Red.]

Wir möchten noch hinzufügen, dass uns leider der Satz: „Wer dieses Buch gelesen hat, der ist mit dem Krieg fertig“ viel zu optimistisch erscheint. Nach unseren persönlichen Erfahrungen macht Remarque auf Kriegsteilnehmer keinerlei Eindruck. Wir bezweifeln, ob überhaupt ein derartiges Buch ernsthaft in Betracht kommt, wo es sich darum handelt, die Menschheit von der Notwendigkeit des Pazifismus zu überzeugen.

Wir fühlen uns dazu gedrängt, Ihnen unsere Ansicht mitzuteilen, weil wir denken, es schade vielleicht der Sache des Pazifismus, wenn sich zu grosse Hoffnungen an die Wirkung dieses Buches knüpfen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Hedy Bruckmann.
Klara Wiedmann.

2.

Parpan, 7. September 1929.

Verehrte Leserinnen!

Endlich komme ich dazu, Ihren Brief wenigstens in Kürze zu beantworten. Ich tue das gern öffentlich, weil der Streit über die Bedeutung des Remarqueschen Buches ja viele bewegt und einen guten Sinn hat.

Zuerst ein Geständnis: Wenn ich geschrieben habe (vgl. „Neue Wege“ Nr. 4, S. 202) „Wer dieses Buch gelesen hat, der ist mit dem Kriege fertig“, so war das gewiss etwas unvorsichtig und ist es aus dem starken, frischen Eindruck des Buches, unter dem ich stand, zu erklären. Ich hätte genauer sagen müssen: „Ich bin, nachdem ich dieses Buch gelesen, mit dem Kriege fertig.“ Weil es mir so ging, meinte ich, es müsse andern auch so gehen. Ich selbst war eben einst auch Militarist und Kriegsromantiker. Trotz des Weltkrieges und der Lektüre vieler „Kriegsbücher“ (Barbusse, Lazko, Frank, Nägelen und so fort) war noch ein Rest von jener Kriegsromantik in mir geblieben. Es schien mir, als ob das Buch von Remarque diese für immer aus meiner Seele getrieben habe. Tatsächlich spüre ich nichts mehr davon in mir. Es ist, als ob die Lektüre von Remarque dafür die letzte Kur gewesen wäre. Weder Barbusse, noch Nägelen, und erst recht nicht Lazko und Frank haben diese Wirkung gehabt.

In der Tat glaube ich, dies sei für das Urteil, ob „Im Westen nichts Neues“ mehr „pazifistisch“ oder umgekehrt mehr „militaristisch“ wirke, der entscheidende Gesichtspunkt. Das, was am Krieg verführt, ist seine scheinbare Romantik, ist das scheinbar Heroische dran. Das allein fürchte ich. Aber von Romantik und Heroismus kann nun bei Remarque wirklich nicht die Rede sein. Wenigstens kann ich dergleichen darin auch mit dem Mikroskop nicht entdecken. Auch das Element der Kameradschaft, das darin einzig und allein noch das Menschliche vertritt, kann dafür nicht genügen; es kommt gegen das andere nicht auf und geht selbst in bitterer Tragik unter.

Darum aber, meine ich, verehrte Leserinnen, mag es wohl sein, dass das Buch auf Kriegsteilnehmer keinen Eindruck macht — für die ist es ja auch nicht geschrieben — ja, dass es Leser gibt, die es sogar für den Krieg begeistert. Aber auch diese kommen nicht in Betracht. Sie werden doch vorwiegend vom

Schlimmen darin angezogen, vom Abenteuer der Hölle. Der Krieg lebt aber von dem Guten und Schönen, das man in ihm sah und zum Teil noch sieht. Wenn die edleren Seelen sich von ihm mit Ekel abwenden, dann ist er gerichtet.

Freilich, freilich, auch die Hölle hat ihre Anziehungskraft, Darum darf es nicht bei Remarque bleiben. Mir gefällt die Sensation, die er geworden ist, auch nicht. Auch gestehe ich offen, dass ich nicht sicher bin, ob nicht einiges an dem Buche darauf berechnet ist. Trotzdem — es war, scheint mir, recht, dass dieses Buch kam. Ich halte es für ein gutes Zeichen, dass es geschrieben und in dieser Masse gelesen werden konnte. Denn vorher war der Krieg wie ein Gespenst, dem man nicht ins Auge zu sehen wagte, Gespenster aber flössen Angst ein und Angst ist eine Mutter alles Bösen, namentlich aber auch des Krieges. Es ist gut, dass das Gesicht des Krieges entschleiert worden ist. Jetzt aber genug davon! Man soll den Teufel nicht an die Wand malen. Keine weiteren Kriegsbücher dieser Art mehr, natürlich auch keine romantischen, beschönigenden. Dafür das andere her, das Positive, das Gute, das Schöne, die Romantik und der Heroismus nicht des Todes, sondern des Lebens, nicht der Hölle, sondern des Himmels. Sie verstehen schon, wie ich es meine! Nur dieses Positive vermag den Krieg aus den letzten Gründen der Seele zu vertreiben.

Darum aber, weil Remarque sicher auch eine Gefahr sein kann, weil es eine andere Seite dieser Sache gibt und weil besonders eine Remarque-Mode ganz und gar vom Uebel wäre, muss man für die Warnung dankbar sein, bin ich auch Ihnen, verehrte, unbekannte Freundinnen, dankbar.

Ihr L. R a g a z.



Zur Weltlage



Zion und die Völkerwelt.

Um die Mitte Juli fand in Zürich der Zionistische Kongress statt. Es war ein gewaltiges und einzigartiges Schauspiel. Wer wie der Schreiber die Ehre hatte, bei der Eröffnung des Kongresses im Stadttheater als Gast anwesend zu sein und durch seine historisch-theologischen Studien dafür besonders vorbereitet war, der konnte Eindrücke empfangen, die er nicht so rasch vergessen wird. Eindrücke ähnlich denen des sozialistischen Friedenskongresses in Basel anno 1912. Wenn man dieses Volk sah, von den Enden der Erde, von China, Australien, Indien, Südafrika, Arabien, Persien, Egypten, Amerika, Griechenland, Russland, Polen, Skandinavien England, Frankreich, Deutschland, Spanien, hier zusammengeströmt, Rabbiner, sozialistische Arbeiter, Gelehrte, Schriftsteller, Politiker, Männer der Grossfinanz bunt durcheinander gemischt, alle verbunden durch die Zugehörigkeit zur jüdischen Volksfamilie und die Sehnsucht nach der alten Heimat, dem „Erez Israel“ (Land Israel), wenn man von der Bühne her rings herum aus dem Munde heutiger, durchaus europäisch gekleideter und sich benehmender, keineswegs immer als Juden erkennbarer Männer und Frauen in selbstverständ-

Aussprache

Zur innern Lage Deutschlands.

1.

Nordhausen bei Heilbronn, 2. Nov. 1929.

Lieber Herr Doktor!

Auf Ihre Ausführungen zu meinem Brief, für die ich sehr dankbar bin, muss ich noch einmal antworten. Ich möchte natürlich keinem oberflächlichen Optimismus huldigen. Selbstverständlich ist bei uns weithin noch ein Geist, der von einer Schuld nichts wissen will und nur bemüht ist, die Flamme der nationalen Erregung zu schüren. Selbstverständlich sind auch die Umtriebe der Völkischen und Deutschnationalen, die durch den Youngplan mit seiner uns auf drei Generationen verpflichtenden Tributslast neue Nahrung erhalten haben, nicht leicht zu nehmen. Was ich nur bestreiten wollte, ist das, dass dieses „alte Deutschland“ jetzt wieder die Führung habe, während es sich doch gerade deshalb so laut gebärdet, weil es in der Opposition ist, und dass auch die heutigen politischen Führer, worunter ich im wesentlichen unsere jetzt regierenden Minister verstand, daran beteiligt wären „bis in die Reihen der Sozialdemokratie hinein.“

Aber nun darf ich vielleicht doch noch einiges zu Ihren Ausführungen sagen: einmal zu dem Vorwurf (oder ich möchte lieber sagen: zu dem — wie man aus jedem Ihrer Worte herausspürt — aus herzlicher Sorge um uns herausgeborenen Vorhalt), dass bei uns das Nationale eine grössere Rolle spiele als das allgemein Menschliche. Dieser Vorhalt ist berechtigt. Aber bedenken Sie, dass wir ein Volk sind, das noch um seine nationalen Rechte und seine nationale Freiheit kämpfen muss und nicht wie andere Völker, z. B. England und Frankreich in dieser Beziehung saturiert ist. Es ist doch so, dass die, deren Recht in dieser Hinsicht verkürzt ist, sich mit der Kraft eines elementaren Lebensinstinkts darum wehren. Niemand nimmt es den Indiern übel, dass ihnen ihr Freiheitskampf im Vordergrund steht, oder um ein anderes Beispiel zu nehmen, niemand verdenkt es der Arbeiterschaft, dass sie bei ihren Kämpfen in erster Linie an die Befreiung ihrer Klasse denkt. Die ganze nationale Welle, die durch die Völker geht, ist ja nur deshalb so stark und elementar, weil wir überall um ihr einfaches Lebensrecht kämpfende Völker und Minderheiten haben, die vergewaltigt werden, und in diese Reihe gehört auch Deutschland. Es leidet mit seinen Brüdern im Ausland, in Tirol und Polen z. B., wenn sie unterdrückt werden, und es wäre ein schlechtes Zeichen, wenn es das nicht tun würde; es fühlt sich durch den Frieden von Versailles betrogen, der eine Ausgeburt des Hasses war. Das sind Wunden, die nicht so schnell verheilen, ja die wohl erst dadurch richtig ausheilen, dass — natürlich durch friedliche Vereinbarungen — manche Ungerechtigkeiten wieder gut gemacht werden. Sie haben selbst einmal geschrieben, dass echter Friede nur auf der Grundlage der Wahrheit und Gerechtigkeit möglich ist. Das gilt auf dem sozialen wie auf dem nationalen Gebiet. An diesem Willen zur Gerechtigkeit aber fehlt es trotz aller Friedensbeteuerungen. Das sieht man daran, dass man sich mit Händen und Füßen dagegen wehrt, dass an den Bestimmungen von Versailles irgendwie gerüttelt wird. Darum ist es für Stresemann nicht so leicht wie für Briand oder MacDonald gewesen, die Friedenshand auszustrecken. Er befand sich weithin in der Lage eines um sein Erbe betrogenen Bruders, dessen Partner nachher zu ihm sagt: komm, wir wollen wieder gut Freund sein, ohne aber daran zu denken, sei-

nen Betrug wieder gut zu machen. Dass man nicht gleichzeitig von Versöhnung reden und den Andern nach wie vor durch Besatzungen bedrücken und demütigen kann, wie es bisher war, das nur nebenbei.

Das führt mich auf Ihren zweiten Vorhalt: Dass wir zu den Mächten des Guten so wenig Zutrauen haben. Auch dieser Vorhalt ist richtig. Richtig ist, dass nicht nur bei den Intellektuellen, sondern besonders auch bei den Christen ein starker Pessimismus und ein Glaube an die Urgewalt des Erdgeistes vorherrschend ist, der sich gelegentlich bis zum Zynismus steigern kann. Ich möchte das selbstverständlich nicht entschuldigen und befinde mich in ständigem Kampf gegen diese Anschauung. Aber vertritt der Deutsche da nicht auch etwas Richtiges gegen einen allzustarken Optimismus, der uns auf der andern Seite oft entgegentritt? Ich hatte Gelegenheit, im Radio die Rede Stresemanns auf der letzten Völkerbundstagung in Genf zu hören und dabei die Begeisterung und den starken Beifall mitzuerleben, den dort jedes Bekenntnis zum Völkerbund, zum Versöhnungsgedanken, zum Glauben an den moralischen Fortschritt und Aufstieg auslöste. Wir Deutsche sind da skeptischer. Wir sehen den Gegensatz zwischen Worten und Taten — und haben dies gerade in Versailles furchtbar erlebt — sehen die grossen Hindernisse und die Widerstände oft dämonischer Art, sehen die viele Heuchelei, die sich bei all diesen Bestrebungen immer wieder zeigt. Das macht uns vorsichtiger und bedenklicher im Glauben an die Macht des Guten. Gott wird siegen, gewiss, und mit ihm das Gute, aber nur durch schwere Katastrophen und Gerichte. Dies ist ja auch die Meinung der Bibel. Der Weg aber derer, die für das Gute kämpfen, ist vielfach der des Kreuzes und scheinbarer Erfolglosigkeit.

Mit dem allem — ich wiederhole es — möchte ich Deutschland nicht rein waschen. Wir müssen uns gewiss das zu Herzen nehmen, was Sie gesagt haben, müssen ankämpfen gegen allen Gewalt- und Schwertglauben, gegen nationalen Egoismus und nationale Beschränktheit, wie er unter uns zu finden ist. Wir haben den Ruf zur Umkehr bitter nötig. Aber verstehen kann man uns Deutsche doch erst, wenn man die von mir angeführten Dinge — unsere nationale Not und die bitteren Erfahrungen, die wir gemacht haben — erwägt und in Rechnung zieht. Unsere Umkehr muss zusammengehen mit der Umkehr der Andern, dann erst kann wirklich ein Neues gepflügt werden. Dass dies geschehen möge, in diesem sehnlichen Wunsche weiss ich mich mit Ihnen einig und grüsse Sie herzlich

Ihr Eberhard Lempp.

2.

Lieber Herr Pfarrer!

Zürich, 18. Oktober 1929.

Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Antwort, der man jedenfalls nicht die Rechthaberei vorwerfen darf, die sonst gerade in nationalen Dingen so sehr üblich ist. Da die Sache, die wir verhandeln, von so schwerer Wichtigkeit ist, fühle ich mich verpflichtet, auf die Argumente, womit Sie gewisse Züge am heutigen deutschen Wesen und Verhalten erklärlich machen wollen, in möglichster Kürze einzugehen.

Da ist denn aber eine Vorbemerkung dringend nötig. Das, was man meine „Kritik“ an jenem deutschen Wesen und Verhalten nennen mag, erfolgt keineswegs etwa vom Boden einer schweizerischen Selbstgerechtigkeit aus. Es gibt freilich eine solche, Sie wissen aber schon als Leser der „Neuen Wege“ und wüssten es noch besser, wenn Sie etwa mein Buch: „Die neue Schweiz“ kennen, wie ich immer wieder daran bin, dieser schweizerischen Selbstgerechtigkeit die immer wieder anwachsende Maske abzureissen. Ich rede zu Ihnen als Europäer, wenn Sie wollen als Christ (obschon ich mich nicht leicht so nenne), spreche zu Ihnen als zu einem Genossen und Bruder. Ich betrachte Sie als einen Mitarbeiter am gleichen Werk, das Sie jenseits, ich

diesseits der politischen Grenzlinie des Rheines tun. Auch bin ich selbstverständlich mit Ihnen einverstanden, dass die andern Völker ebensosehr die Umkehr nötig haben, wie das deutsche. Schon in meiner ersten Antwort habe ich betont, dass das deutsche Volk zwar in einer gewissen Anlage wie in einem gewissen geistigen Erbe ein besonderes Hindernis für den Friedensglauben habe, aber ich habe auch hinzugefügt, dass andere Völker von ihrer Natur und Geschichte her mit andern Hemmungen und Gefahren belastet seien. Ich habe das in den „Neuen Wegen“ besonders am eigenen Volke, aber auch am nordamerikanischen, italienischen, russischen zum Teil eingehend nachzuweisen versucht, so wie sichs eben gab. Diesmal aber kamen wir gerade auf das deutsche Volk. Von diesem versprach ich, bald wieder einmal zu zeigen, wie ich sein „Wesen“, das heisst vor allem seine Berufung, seine Gefahren, seine Vorzüge verstehe. Ich bin nun diesmal in der glücklichen Lage, dieses Versprechen rasch erfüllen zu können. Denn der Aufsatz über das Jahr 1529 in diesem Hefte bedeutet unter anderem auch einen solchen Versuch. Er bleibt freilich auch ein Fragment, aber wer wollte auch nur daran denken, in einer solchen Sache vollständig zu sein? Jedenfalls werden Sie aus diesem neuen Versuche erkennen, dass es mir fern liegt, gegen das deutsche Volk ungerecht zu sein oder von seiner Art und Bestimmung gering zu denken.

Um gerade hier weiterzufahren, so erkennen Sie aus den Ausführungen meines Aufsatzes auch, wie ich mir das erkläre, was ich den pessimistischen Hang des deutschen Denkens nenne. Er hat nach meiner Meinung nichts mit einer skeptischen Anlage zu tun, die doch wohl niemand dem deutschen Wesen zuschreiben wird, aber auch nichts mit den Erfahrungen des Weltkrieges und des darauf folgenden Friedens — solche vorübergehenden Stimmungen kann ich von einem dauernden geistigen Habitus wohl unterscheiden — sondern wurzelt in letzten, kaum mehr analysierbaren und jedenfalls unerklärlichen Tiefen und ist paradoxerweise die Kehrseite jenes aus dem Schöpfungs- und Christusglauben stammenden Jasagens zur Welt, worin ich besonders einen Grundzug des Luthertums finde. Es handelt sich also um etwas sehr Grosses und Gutes, das bloss die Gefahr der Einseitigkeit in sich trägt. Ich bin also auch mit Ihnen darin einig, dass in dieser Art ein starkes Recht liegt. Meinerseits bin ich, wenn auch die neue Theologengeneration, die das „von Gott gerichtet“ zum dritten Worte macht, selbst aber voll des hochmütigsten und ungerechtesten Richtgeistes gegenüber den Menschen ist, mir gegenüber mit dem Vorwurf des „Optimismus“ nicht spart, niemals „Optimist“ gewesen, so wenig als „Pessimist“, sondern habe eine schwermütige Anlage und Weltbetrachtung nur durch die Gnade des Glaubens überwinden können. So ist mir auch die Wirklichkeit des Bösen wahrhaftig nicht unbekannt. Was ich den heutigen Deutschen vorhalte, ist nicht eine besonders tiefe Empfindung für den Ernst und die Macht des Bösen, sondern umgekehrt gerade eine gewisse monistische Ablehnung der ethischen Denkweise, die ja ihrer Natur nach immer dualistisch ist, also eine gewisse Ablehnung des Denkens in den Kategorien von Gut und Böse, an deren Stelle man die Kategorien der Macht oder des Schicksals setzt, eine Bevorzugung des Seins vor dem Sollen, woraus durch eine Art Dialektik, die wir oft antreffen, zuletzt etwas wie ein Glaube an das Böse und dem entsprechend einer an den Erdgeist, also eine Art weltlicher Optimismus wird. An diesem Punkte, meine ich, müsste eine Wendung geschehen, eine Rückkehr zu Kant oder meinetwegen zu Luther, aber diese dann in dem Sinne, dass dessen tiefe Sündenerkenntnis neu durchschlüge, besser noch: zur Bibel, in der die Erkenntnis der Macht des Bösen aufs engste verbunden ist mit der Erkenntnis der sieghaften Macht Gottes. Auch wer im biblischen Sinne eschatologisch denkt, erst von der Widerkehr Christi den Sieg über das Böse erwartet, wird niemals dem Erdgeist huldigen,

sondern ihm erst recht absagen. Ein solcher Quietismus wäre wirksamer als aller Aktivismus, ein solcher Pessimismus weltüberwindender als aller Optimismus.

Ich muss aber hier noch ein Zweites hinzufügen. Es geht nicht an, wie es so sehr üblich ist, den „Westen“ einfach eines oberflächlichen Optimismus zu bezichtigen. Sie tun ja, lieber Herr Pfarrer, dies nicht ausdrücklich, aber es ist wohl gut, wenn ich diesen Punkt noch streife. So wenig die deutsche Art in ihren Wurzeln gewöhnlicher skeptischer Pessimismus ist, so wenig die „westliche“ Art gewöhnlicher weltseiger Optimismus. Vor solchem Fehler müsste uns schon die Tatsache bewahren, dass die gewaltigsten Aeusserungen des Optimismus auf deutschem Boden stattgefunden haben, in Goethe und Herder nicht weniger als in Leibnitz, Fichte und Hegel, und dass die immer mit Pessimismus verbundene Skepsis besonders auf dem romanischen und angelsächsischen Boden zu finden ist. Es handelt sich vielmehr beidemale um Glauben, nur dass dieser sich bei den Einen mehr „quietistisch“, bei den Andern mehr „aktivistisch“ äussert. Es ist die gleiche Wurzel, die nach zwei verschiedene Seiten ausschlägt. Darum muss aber jede Art sich des Mangels in ihrer Einseitigkeit bewusst sein und dafür das Korrektiv suchen, sich nicht darin als in einen blossen Vorzug versteifen, vielleicht gar in Selbstüberhebung. Es muss gerade an solchen Stellen nationale, konfessionelle, ethnologische Selbsterkenntnis und Selbstkritik einsetzen, wofür wir lieber Busse und Umkehr sagen wollen.

Ich habe mich, lieber Herr Pfarrer, bei diesem Punkte zu lange aufgehalten. Viel wichtiger ist mir ja diesmal ein anderer. Sie erklären das deutsche Verhalten vor allem durch das, was das deutsche Volk seit dem Frieden von Versailles und durch ihn erlitten habe. All dieses Unrecht, all diese Vergewaltigung machten ihm eine Friedensgesinnung und ein Friedensbekenntnis schwerer als den Andern. Jedenfalls legen Sie Nachdruck auf eine Grundtatsache, die mir gewiss nicht unbekannt ist, obschon es zu den Schranken unserer Natur gehört, dass wir die Lage eines Andern nicht leicht so stark empfinden können wie die eigene. Gewiss, dieses Argument hat sein grosses Recht; ich will es auf keine Weise bestreiten. Die grossen Sünden der „Sieger“ liegen auf der Hand. Sie betonen mit Recht, dass der durch den „Sieg“ Gesättigte leichter von Frieden rede als der durch die „Niederlage“ Beraubte. Aber nun, lieber Herr Pfarrer, muss ich Ihnen doch etwas entgegenhalten, was furchtbar einfach scheint, worin aber doch sozusagen der Schlüssel zur Lage zu finden ist: Bedenkt man im deutschen Volke genug, was die Andern gelitten haben und noch leiden? Bedenkt man die Verwüstung Nordfrankreichs, die Vergewaltigung Belgiens, die Deportation französischer Frauen und Mädchen und belgischer Arbeiter zu Tausenden, die Erschiessung von Tausenden Unschuldiger, darunter vieler Frauen und Kinder, in Belgien und Frankreich — bedenkt man all die Schrecken und Nöte einer viereinhalbjährigen Invasion und kriegerischen (nicht bloss militärischen) Besetzung, die Ausraubung und Zerstörung der französischen und belgischen industriellen Anlagen durch die Deutschen noch auf dem letzten Rückzug und so fort und so fort? Das alles liegt etwas weiter zurück, gewiss, aber die Folgen sind doch noch vorhanden. Um nur die Reparationen zu berühren: Frankreich musste sein verwüstetes Land wieder aufbauen; muss Fremde auf seinem Boden sehen, dem die eigenen Kinder geraubt sind; muss Amerika und England ebenfalls durch Generationen Tribut zahlen. Alle jene durch den Krieg und während des Krieges erlittenen Dinge haben den Frieden von Versailles herbeigeführt; es war fast nicht mehr anders möglich.

Das alles muss eben doch vom deutschen Volk bedacht werden. Es weiss davon zu wenig. Was wir ihm geradezu vorwerfen, ist, dass ihm dieses Gefühl für das, was die Andern gelitten haben und leiden, was es den

Andern angetan hat, so merkwürdig fehlt. Auch was es den Polen und andern Slaven angetan hat, dazu den Dänen, weiss es in seiner Masse kaum, bedenkt es kaum. So entsteht denn bloss Hass, entsteht bittere Klage über erlittenes Unrecht, wo doch auch ein tiefes Schuldgefühl walten sollte. Aus diesem Schuldgefühl heraus aber könnte jene Friedensgesinnung wachsen, könnte jene Friedenshand aufrichtig und herzlich den Andern entgegen-gestreck't werden.

Es ist wichtig, dass wir uns an diesem Punkte recht verstehen. Nicht handelt es sich jetzt darum, wer mehr Schuld habe, die Deutschen oder die Andern. Das wollen wir hier völlig dahingestellt lassen. Nein, es kommt bloss darauf an, dass auch die Not und das erlittene Unrecht der Andern erkannt werden, seien sie nun grösser oder kleiner als die eigenen; es kommt bloss darauf an, dass die Schuld nicht allein auf der andern Seite gesehen wird; es kommt bloss darauf an, dass das Schuldbewusstsein auch in bezug auf das eigene Tun erwacht. Es gibt wohl kaum eine stärkere und tiefer reichende Wurzel des Friedens, als das Gefühl der eigenen Schuld, wie es umgekehrt wohl auch keine stärkere und tiefere Wurzel des Streites gibt, als die Selbstgerechtigkeit.

Trotzdem ich also meine, dass es für das, was zwischen uns in Frage steht, nicht darauf ankomme, auf welcher Seite die grössere Schuld sei, muss ich zum Schluss doch noch die sogenannte Schuldfrage, wie sie gewöhnlich verstanden wird, streifen. Ich glaube in der Tat, dass man um sie nicht herumkommen kann. Hier will ich nur dies bemerken: Sie dürfen, lieber Herr Pfarrer, nie vergessen, und Ihre Landsleute sollten es auch nicht, dass man auf der andern Seite Deutschland die Schuld am Kriege zuspricht, nicht die Alleinschuld zwar, aber den weitaus grösseren Teil der Schuld. Aus dieser ganz festen Ueberzeugung heraus — und dazu aus der Angst vor einem neuen deutschen Angriff, einer deutschen Revanche — ist vieles, sehr vieles zu erklären, was Sie am Verhalten der Andern als ungerecht und unerträglich empfinden. Nun wiederhole ich: ich will durchaus nicht untersuchen, ob sie darin recht haben oder nicht, oder mehr oder weniger recht haben, sondern will nur das sagen: man muss auf Ihrer Seite mit diesem Tatbestand rechnen. Dann kommt vieles sofort in ein anderes Licht. Ich füge aber hinzu: man muss die Schuldfrage aufrichtig und demütig prüfen. Selbstverständlich auf beiden Seiten, aber wenn die eine Seite es tut, wird es zuletzt die andere sicher auch tun. Damit wird, zu welchem Ergebnis man dann immer gelangen wird, doch sofort die ganze Stimmung verändert. Ein Studium etwa des Buches von Hans Wehberg, eines sicher sehr unbefangenen Mannes, über „Deutschland und die Friedensbewegung“ (im Werk des „Untersuchungsausschusses“, Abteilung: „Die Vorgeschichte des Weltkrieges“ erschienen) wird auf alle Fälle auch diese Wirkung haben. Und endlich wiederhole ich: Es ist immer wichtig, wenn jeder zunächst an seine eigene Schuld denkt. Vor Gott sind wir immer schuldig und jede Schuld ist unendlich.

Aus einer solchen Einstellung heraus, lieber Herr Pfarrer, kann auch Ihr Volk, trotz allem, was es erlitten hat und erleidet, den Andern die Friedenshand reichen. Das wäre dann auch sein wahrer und raschester „Aufstieg“. Sehr, sehr Grosses wäre dann erreicht.

Nicht wahr, Sie verstehen, wie ich alles meine? Seien Sie von Herzen gegrüsst!

Ihr L. R a g a z.